

ERIK KELLEN MIRA VALENTIN



WIND HERZ

LICHTSPLITTER-SAGA 1

LESEPROBE



Der Wind schwieg, verstockt wie immer. Gerade eben war er noch durch den Schlossgarten getobt, hatte die Wetterhähne auf den Türmen zum Tanzen gebracht und die roten Seidengardinen am Fenster von Airas Schlafgemach aufgebläht. Selbst durch die schwere Eichertür hindurch hatte sie das Treiben der Naturgewalt gehört – ausgelassen, übermütig, verheißungsvoll. Doch im selben Moment, als sie eintrat, verstummt die Böen. Lediglich das enttäuschte Hinabsinken der Gardinen gab einen Hinweis darauf, wie vergnügt das Spiel gewesen sein musste, welches noch vor wenigen Sekunden hier stattgefunden hatte. Ein Spiel, das täglich überall in Jandor tobte und an dem jeder teilhaben durfte, ob Knecht oder Bäuerin, nur die Königstochter nicht. Im Laufe der letzten Jahre hatte Aira sich daran gewöhnt: Der Wind erstarb, wo immer er ihr auch begegnete. Als sei ihr Haar es nicht wert, von ihm verweht zu werden, ihr Gesicht nicht würdig, sein Streicheln zu empfangen.

Sie trat ans Fenster und blickte hinaus in den Garten. Die Kronen der ferner gelegenen Bäume schwankten sachte hin und her, doch direkt unter Airas Fenster rührte sich kein Lüftchen. Früher war es anders gewesen, so wie alles anders gewesen war. In Gedanken sah sie sich dort unten im Garten sitzen, die weißen Strümpfe mit grünen Grasflecken übersät, die braunen Haarsträhnen zu *Sturmwirbeln* zerzaust, wie ihre Mutter, die Königin, zu sagen pflegte. In Airas Erinnerung saß sie neben ihr, auf einem mit Blattgold verzierten Stuhl, und lächelte auf sie herab. Neera von Jandor war schon immer eine Frau gewesen, über die viel geredet wurde, meist hinter vorgehaltener Hand. Sie wandele in Gewitternächten in ihrem

Unterkleid und mit offenem Haar wie ein Geist durch das Schloss, erzählte das Gesinde. Auf den höchsten Türmen und selbst auf dem Dach sei sie gesehen worden, wie sie Ägon, dem Donnergott, huldigte und ihre Seele seinen grauen Sturmdämonen versprach. Als Kind hatte Aira nichts von alldem verstanden. Sie hatte nur gewusst, dass ihre Mutter gut war – das Reinstes, was diese Welt zu bieten hatte, ganz gleich, ob sie nun des Nachts durch die Flure geisterte oder nicht. Ihre Haut roch nach einer Mischung aus Honigbrot und Salzwasser, ihre Küsse vertrieben Kopfschmerzen und ihre Arme vermittelten mehr Sicherheit als eine ganze Armee von Soldaten. Neera war der einzige Mensch, der Airas Spiele damals mit einem Lächeln verfolgt hatte.

Denn Aira spielte nicht wie andere Kinder. Ihr Gefährte war ein wilder Geselle, der weder Anstand noch Manieren besaß – der launische, leidenschaftliche und weit gereiste Wind. Wenn sie ihn rief, dann kam er herbei, brachte Sand und kleine Steinchen mit und warf diese in die Luft. Gemeinsam entfachten sie winzige Wirbelstürme, die sie wie Kreisel auf Airas ausgestreckter Hand drehten, um gleich darauf über die Gesichter der Diener zu lachen, welche sich pikiert die Sandkörnchen aus der Kleidung klopften. Ja, damals war alles anders gewesen!

Nur Kendra nicht. Sie war die zweitgeborene Königstochter, ein Jahr jünger als Aira, doch in gewisser Weise von Geburt an alt. Wenn Aira mit dem Wind spielte, so drückte sie sich grundsätzlich im Hintergrund herum. Sie kam niemals näher, beobachtete das seltsame Treiben im Schlossgarten mit heißen Augen, ließ sich aber nicht dazu herab, daran teilzuhaben. Kendra war die schöneren der beiden Prinzessinnen, mit hellblondem Haar, dessen einzelne Strähnen glänzten wie die Sonne im Zenit. Ihre Manieren waren im Grunde zu perfekt für eine Elfjährige, doch die adeligen

Gäste, die sich am Hofe tummelten, schätzten ihre vornehme Zurückhaltung und die Eleganz, mit der sie allen Konversationen beiwohnte, ohne aufdringlich zu sein. Sie galt gemeinhin als die würdevollere der beiden Königstöchter, denn sie entsprach der Vorstellung, die Menschen sich von Prinzessinnen machten. Aira hingegen glich ihrer Mutter viel zu sehr, innerlich wie äußerlich. Für ihr Alter war sie kindlich, keinerlei Rundungen zeichneten sich an ihrem Körper ab. Vermutlich würde ihr Gesicht später eher gewöhnlich aussehen und ihre Figur zu knabengleich. Dazu trug sie jenes auffällige Muttermal in Form eines Kometenschweifs auf dem linken Schlüsselbein. Die Schneiderinnen von Noskiris hatten ihre liebe Not damit, diesen Makel durch die Schnitte ihrer Kleider zu verdecken.

In Gesellschaft anderer war Kendra stets beherrscht, doch gegenüber Aira verhielt sie sich wie eine Kammerjägerin, die darauf aus war, ein lästiges Insekt zu zerquetschen. Und sie war nicht die Einzige. Auch die Diener, Zofen und Wachen runzelten beim Anblick der Erstgeborenen die Stirn. Selbst der breiten Brust des Königs war bereits so manches Seufzen entwichen, wenn er seine beiden ungleichen Töchter betrachtete. Die eine brav und sitsam, die andere von stürmischen Trieben verführt, welche niemand außer ihrer Mutter verstand. Ein Sohn und Thronfolger fehlte bislang in Jandors Erbfolge und das schien der einzige Grund zu sein, weshalb Gallus von Jandor sich weiterhin in das Bett seiner verrückten Gattin legte, über die mehr Gerüchte im Umlauf waren, als es Ratten in den Viehställen am Hafen gab. Wäre es anders gewesen, so hätte er sich längst eine Mätresse gesucht und auch des Nachts endgültig vergessen, dass er ein Eheweib besaß, so wie er es tagsüber tat.

Genau wie die Königin sah auch Kendra mit einer gewissen Faszination dabei zu, wie Aira die tanzende Windhose auf ihrer Hand

besänftigte, den weißen Blütenkelch eines Buschwindröschens abriss und ihn ihrem Gefährten überreichte, wie sie ihre zarten Kinderhände anhob und die Blüte durch die Luft schweben ließ, in taumelnden Wellen, auf und ab, bis sie schließlich im Haar ihrer Mutter landete wie der hauchfeine Schmuck eines talentierten Silberschmieds.

Noch am selben Abend kam es zum Streit unter den beiden Schwestern. Da lagen sie bereits in ihren Betten, frisch gewaschen und mit straff geflochtenen Zöpfen, jede einen Himmel aus burgunderfarbenem Brokatstoff über sich. Kendra starrte stur gegen dessen Decke, während Aira ihrem Gefährten eine gute Nacht wünschte und ihn bat, all die Motten und Schnaken, die sich über ihr tummelten, zum Fenster hinaus zu wehen.

»Blümchen und Mücken kannst du bewegen, aber nicht mehr!«, giftete Kendra mit einem Mal. »Was für eine sinnlose, dumme Gabe! Könntest du einen Sturm entfachen, der die Piraten vom Meer und die Raubritter von den Küsten Jandors fegte, ja, das wäre was! Aber dazu bist du nicht imstande.«

»Bin ich wohl!«, gab Aira zurück. Etwas Besseres fiel ihr nicht ein. Sie fühlte sich überrumpelt und zu Unrecht beleidigt.

»Dann beweise es!«, stichelte Kendra. »Sag deinem Wind, er soll sich rüsten! Ich will einen richtigen Sturmdämon sehen, nicht dieses laue Lüftchen, das du sonst vor dir her pustest.« Sie stand auf und ging hinüber zum Bett ihrer Schwester. Entschieden zog sie die Bettdecke weg. »Los, raus mit dir! Wir gehen auf den Turm.«

»Ich will nicht!«, wehrte Aira sich. Sie hatte keine Erklärung für die Furcht, die plötzlich durch ihre Adern raste. Sie war ein Kind, gerade mal zwölf Jahre alt. Ihre Beziehung zum Wind war von spielerischer Natur, so wie andere Mädchen mit ihren Puppen hantierten und Jungen mit Holzschwertern. Niemand forderte je von *ihnen*,

stattdessen echte Säuglinge zu wickeln oder mit scharfen Klingen in den Kampf zu ziehen.

»Weil du es nicht kannst«, höhnte Kendra, die Arme vor der Brust verschränkt. Mit einem spöttischen Laut drehte sie sich um und ging zurück zu ihrem Bett.

Aira ballte die Fäuste. Sie war es gewohnt, im Schatten ihrer jüngeren Schwester zu stehen, doch diese Schmach kratzte an ihrem Selbstwertgefühl. Ohne weiter nachzudenken, schwang sie beide Beine über die Bettkante. »Ich werde es dir zeigen!«

Kendra hob die Nase in die Luft. »Gut!« Mehr als das sagte sie nicht. Sie ging voraus zur Tür und öffnete sie. Aira folgte ihr, barfuß und in ihrem Nachtkleid, ganz so, wie ihre Mutter es angeblich tat. Wenn die Diener sie in diesem Aufzug zu Gesicht bekämen, würde die Gerüchteküche im Schloss noch weiter brodeln, das wusste sie. Ihr einziger Trost war, dass Kendra ebenso anstößig gekleidet war. Also würde sie zumindest ebenfalls zur Rechenschaft gezogen werden, sollte man sie erwischen.

So leise wie zwei junge Kätzchen schllichen die Mädchen durch die Flure des höchsten Geschosses, in dem die Schlafgemächer der Königsfamilie lagen. Der Aufgang zum Turm war schnell erreicht, eine steile Wendeltreppe führte sie hinauf. Fröstelnd erklommen sie die Leiter zum Ausguck.

Oben war gerade genug Platz für zwei. In Kriegszeiten standen Wachen hier und beobachteten das Meer bis zum Horizont. Doch die wenigen Piratenschiffe, die derzeit dort draußen kreuzten, waren es nicht wert, Männer abzustellen. Vor dem Schlosstor und auf den Wehrgängen patrouillierten allerdings mehrere Soldaten. Die Schwestern duckten sich hinter der äußeren Balustrade, um nicht gesehen zu werden. Direkt über ihren Köpfen prangte die riesige Alarmglocke des Ausgucks.

»Und nun – ruf einen Sturm!«, raunte Kendra. Ihr war anzusehen, wie eilig sie es hatte, wieder unter ihre warme Bettdecke zu kommen. Die Frühlingsnächte waren immer noch kalt. Aira jedoch schauderte aus einem anderen Grund: Sie hätte sich niemals auf diese Sache einlassen dürfen, das spürte sie ganz genau. In ihrer Brust tobte er bereits, der Wirbelsturm, angefacht von Kendras herausforderndem Blick und ihrem eigenen Wunsch, sich zu beweisen. Leise wie immer rief sie nach ihrem Spielgefährten. Es waren keine Worte, die sie dafür benötigte, nur Wünsche. Ein Atemzug voller Sehnsucht und schon war er da, streichelte über ihr Gesicht und kitzelte sie mit den Spitzen ihrer Zöpfe an der Nase. Die Wetterfahne zu ihrer Linken begann sich zu drehen und der Saum ihres Nachtkleids bauschte sich auf.

Kendra stöhnte genervt. »Lass den Kinderkram, sonst werden wir entdeckt, ehe du die Gelegenheit hattest zu versagen!«

Aira wollte nicht versagen, doch sie fürchtete sich. Vor dem Sturm, den sie entfachen sollte, ebenso wie vor dem Orkan in ihrem Herzen. Dennoch befahl sie dem Wind anzuschwellen. Diesmal war es kein Wunsch, keine Bitte, kein Spiel mehr! Mit einem Mal beschleunigte sich ihr Puls so stark, dass sie nach Luft schnappen musste, um nicht zu ersticken. Sie verstand die Warnung ihres Herzens – dies hier war zu viel für ein kleines Mädchen!

»Du kannst es nicht!«, hörte sie Kendras Stimme, wie von weit her. Es war eine verhängnisvolle Behauptung. Später wünschten sich beide, sie wäre niemals ausgesprochen worden. Denn bei diesen Worten riss sich Airas Wut los und brachte die Welt durcheinander – innen wurde zu außen, oben zu unten. Alles schien aus den Fugen zu geraten. Die Wetterfahne drehte sich schneller. Airas Haut brannte, doch die Nacht versank in kalter Finsternis. Dann, ganz plötzlich, kehrte Stille ein. Ringsum auf dem Dach. Draußen auf dem Meer.

Selbst das Rauschen ihres Blutes verschwand aus ihren Ohren. Stattdessen fühlte sie ... Ruhe. Eiskalte Ruhe, zum Zerreißen gespannt.

Sie sah Kendra an und erkannte, dass das Gesicht ihrer Schwester schneeweiß geworden war. Angst und Abscheu standen darin.

»Was ist mit deinen Augen? Dein Blick ist wie der ... eines Tiers!«, stammelte Kendra. Sie wich zurück, bis sie gegen die Mauer des Turms stieß. »Eines hungrigen Tiers!«

Einen Wimpernschlag später brach das Chaos aus. Von allen Seiten raste der Sturm auf sie zu. Aira sah ihn über das Meer kommen, meterhohe Wellen vor sich hertreibend, als hätte er sämtliche Dämonen der Tiefe aufgeweckt. Schäumend und mit gierigen Zungen leckte der Ozean über ein Riff am südlichen Rand der Bucht, öffnete sein salziges Maul und verschluckte die Felseninsel bis auf den letzten Stein. Der Wind brüllte und die Wellen galoppierten weiter – unaufhaltsam, genau auf den Hafen von Noskiris zu.

Ein entsetztes »Nein!« kam über Airas Lippen. *Doch! Doch! Doch!,* johlte der Orkan. Nur der ohrenbetäubende Lärm, der nun direkt über ihrem Kopf erscholl, übertönte das Getöse der Naturgewalt. Die Urheberin dieses Geräusches war Kendra, die mit all ihrer kindlichen Kraft am Seil der Alarmglocke zog und sie zum Läuten brachte. Das bronzenen Ungetüm schrie aus Leibeskräften, was nicht nur zur Folge hatte, dass sämtliche Wachen den Blick nach oben wandten, sondern auch, dass überall im Schloss Öllampen entzündet wurden und Türen knallten.

»Das Meer! Die Wellen! Rettet euch!«, schrie Kendra zwischen den Glockenschlägen.

Aira stand da wie gelähmt. *Nein!,* dachte sie immer wieder. *Hör doch auf!*

Doch der Sturm gehorchte ihr nicht mehr. Aus ihrem harmlosen

Gefährten war ein gefährlicher Feind geworden, unkontrollierbar und voller zerstörerischer Kraft. Sie hatte ihn befreit, ohne zu wissen, wie man ihm seine Fesseln wieder anlegte. Immer stärker schlug er ihr ins Gesicht, bis ihre Augen trännten. Nur verschwommen sah sie mit an, wie die wild gewordenen Wassermassen sich kurz vor dem Hafen triumphierend aufbäumten, die Boote und Handelsschiffe ergriffen und diese mit Wucht gegen den Kai schleuderten. Sie hörte Holz splittern und Segeltuch reißen. Mindestens ein Dutzend Schiffe krachte bei dem Aufprall entzwei, regelrecht gespalten vom Bug bis zum Heck. Die verängstigten Schreie zahlreicher Seeleute und Hafenarbeiter gingen in dem Gebrüll der Soldaten unter, die sich sinnlose Befehle zuriefen. Was konnten sie schon tun gegen den Sturm? All ihre Waffen waren nutzlos. Weniger wert als Zahntochter, die man in den Zeh eines Riesen stach.

Höhnisch rüttelte der Wind an den Fensterläden des Schlosses, riss Ziegel und Wasserspeier vom Dach, die wie ein Hagel aus Stein in den Innenhof des Schlosses polterten, wo sie mit lautem Krachen zerschellten. Dann endlich schien er genug zu haben. In einem Kreisel aus Sand und Holzsplittern schraubte sich der Orkan in den Nachthimmel hinauf. Was er hinterließ, war ein Durcheinander aus Zerstörung und Angst.

Das Geräusch der Glocke über Airas Kopf erstarb. Sie wandte sich zu ihrer Schwester um. Für einige Sekunden sagte keine der beiden ein Wort, bis Kendra ihre Augen zu schmalen Schlitzen verengte und ihr entgegen spie: »In dir wohnt das Böse. Du selbst bist der Sturmdämon!« Damit raffte sie ihr Unterkleid mit beiden Händen hoch und verschwand, so schnell sie konnte, durch die Luke über die Leiter nach unten. Aira verharrete an Ort und Stelle, mit starrem Blick auf den Hafen und die zerborstenen Schiffe. Sie sog das Jammern und Weinen auf, das von dort an ihr Ohr drang. Wie

beißende Säure fraßen sich die Klagelaute in ihre Seele. Jeder einzelne davon tötete ein Stück ihrer Kindheit. Als ihre Mutter sie schließlich fand – es mussten hundert Jahre vergangen sein – war das kleine Mädchen längst gestorben. Geblieben war Aira von Jandor, eine ernste junge Frau, die beinahe verging unter der schrecklichen Schuld, welche ihr nun bis zum Lebensende anhaften würde.

KAYDEN

Eine reglose und angespannte Ruhe hing über dem Schiff, als die beiden Kesselpauken laut wummernd die gerechte Strafe ankündigten.

Entlang beider Relings standen sie: seine Kameraden, die wenigen Freunde, wie auch seine Feinde. Die seichte Dünung ließ den Himmel über ihm schwanken und das endlose Grau wog schwer auf seinen nackten Schultern. Ein langer Weg lag hinter ihm und seltsamerweise empfand er so etwas wie ... bittere Enttäuschung.

Er kniete mit untergeschlagenen Füßen auf dem regennassen Deck, die Hände auf den Knien, und hatte den Kopf weit nach hinten gebeugt – bereit, die *Schande* zu empfangen: *Im Angesicht des Feindes versagt*, lauteten die Zeilen auf der königlichen Schriftrolle. So, wie es ihm seine Stiefmutter prophezeit hatte, jeden einzelnen Tag: *In deinen Augen huschen hohe Wolken, deine Träume sind zu töricht, um eine Bürde zu tragen. Nutzlos bist du und eines Tages wird es dich deinen Kopf kosten, dass du nach deiner Mutter geraten bist. Du verdienst es nicht, den Namen dieser ehrenwerten Hallen zu tragen. Alles, wozu du noch taugst, ist, Soldat zu werden.*

Kayden Wolfshall war Soldat geworden.

Und nun würden sie ihm auch das nehmen.

Aber selbst wenn ein kurzes Leben sich dem Ende neigte, ob nun wahrhaftig oder symbolisch, dann blickte man instinktiv über die Schulter und fragte sich, was auf dem Weg bis zu diesem Punkt schiefgegangen sei. Oder ob tatsächlich die Vorsehung ihre Finger im Spiel gehabt hätte. Eine Betrachtung, die Kayden nicht teilte, da er fest daran glaubte, die Götter würden, wenn man sein Schicksal in die eigenen Hände nahm, dies auch belohnen.

Soviel dazu.

Einer Sache jedoch musste er in die hässliche Fratze blicken. Nämlich in die vom *Flinken Kazkal*, dessen weißblonder Schädel sich aus dem Niedergang über das Deck erhob, in der Faust eine stumpfe Axt und auf den Lippen ein schmieriges und glückliches Grinsen.

Der zweite Harpunier wirkte sommers wie winters, als hätte er einen fürchterlichen Sonnenbrand. Seine trockene Haut schälte sich beständig ab, die der Gute dann – zum Verdruss aller Anwesenden – auch noch aß.

Zudem hasste er Kayden. Eine schlichte Tatsache, die diesen nicht sonderlich betrübte, denn mit Hass kannte Kayden sich aus. Aber dieses Mal wünschte er sich den Schlund eines Drachen herbei. Alles war besser, als es auf diese Weise zu beenden.

Die Kesselpauken verklangen. Der Wind ließ die Taue singen. Kayden dachte über die Vergangenheit nach und wanderte die Jahre zurück, die ihn bis hierher gebracht hatten.



Es war staubstill und gleichzeitig unheimlich laut in der Krypta. Kayden, damals zwölf Jahre alt, stand hinter seinem Vater Brant und seinen Brüdern und blinzelte verstohlen die Tränen fort. *Er hatte*

ihr versprochen, nicht zu weinen.

Der Fürst brummte, als friere er sich langsam den Arsch ab, und zog geräuschvoll den Rotz hoch. Der kleine Elk kicherte spitz und Roval gab ihm dafür eine Kopfnuss.

Unter dem Kreuzgewölbe hingen Spinnweben, die runden Fenster waren blind und in der Vorhalle hatte Kayden einen Uhu gesehen, der es sich auf den morschen Balken gemütlich gemacht hatte. Dies also würde die letzte Ruhestätte seiner Mutter sein. Er fand den Ort erbärmlich.

Da viele seiner Vorfahren auf See ihr Ende gefunden hatten, gab es lediglich ein paar kümmerliche Stelen mit Namen und den Jahreszahlen. Für diejenigen, die mehr Glück gehabt hatten, hatte man schllichte Sarkophage aus Kalkstein gemeißelt, grob und wenig hermachend. Aber wenigstens hatte man ihnen einen Segenswunsch, ein Schiff oder einen Hammer in die Grabplatten graviert.

Die seiner Mutter war bis auf ihren Namen leer.

Dorka Wolfshall

Mehr hatte der alte Steinmetz nicht eingemeißelt. Nicht einmal das Wappen des Hauses: eine erhobene Wolfstatze in einem verschlungenen Runenherzen.

Wolfshall. Irgendwann in grauer Vorzeit, so ging die Legende, soll ein unerschrockener Kerl um diesen Flecken Erde mit einem Wolf gekämpft haben. Vielleicht war es auch ein Aal in einem Tümpel gewesen, wer konnte das schon sagen. Sieben Tage lang rangen sie miteinander. Der Mann obsiegte schließlich, aß das Herz des Wolfes und begründete das unbedeutende Haus, indem er mit zwei Brettern und drei Grassoden eine *Halle* über dem epischen Schlachtfeld erbaute.

Es war ein mickriges Fürstentum, mit einer Werft für Fischer- und Ruderboote. Diese hatten immerhin einen soliden Ruf entlang

der Küste. Ein Sechshundert-Seelen-Städtchen, das kaum jemand auf einer Karte finden würde, stieße man sie ihm nicht ins Gesicht. Umgeben von rauen, bewaldeten Bergen und wilden Mooren.

Hier bezahlte man pünktlich seine Steuern, ohne zu murren. Und würde eine Sturmflut es mit Mann und Maus auslöschen, hätten wahrscheinlich allein die Bücherwürmer in der Hauptstadt es daran bemerkt, dass ihre Tabellen ein wenig schmäler geworden waren.

Oder daran, dass man seine Toten behandelte, als wären sie eine Last gewesen.

Das hatte Mutter nicht verdient, fand Kayden.

Er hätte einen Spruch gewusst, der die Platte hätte verzieren können. Denn seine Mutter war eine kluge und weise Frau gewesen, die mehr Wissen in sich vereint hatte als der klägliche Rest der Familie zusammen.

Der heutige Tag ist der schönste und gefährlichste, den du je erleben wirst, Kayden. Nicht das, was hinter dir liegt, und ebenso wenig der Morgen, der noch kommen mag. Vergiss das niemals, mein hübscher Junge!

Er schämte sich – und als er allein zurückblieb und die Schritte von Vater und Brüdern endlich verstummt waren, da setzte er sich auf die Grabplatte und weinte doch.

Kayden war nie wirklich in dieser Familie angekommen. Vielleicht mochte es an seinem Haar liegen, das so schwarz wie das seiner Mutter war und von dem die Waschweiber im Dorf unkten, nicht der Schwanz des Fürsten sei in Dorkas Schoß gefahren, sondern ein Rabe, der dort seine Flügel gespreizt habe.

Wie sonst sei es zu erklären, dass alle anderen Männer des Hauses Wolfshall blond oder rothaarig waren, seit man sich ihrer gedachten konnte?

Nein, Kayden hatte schon immer außerhalb dieses inneren Kreises

gestanden, auch ohne das Rabenhaar.

Hätte ein fahrender Künstler die Familie porträtiert, er hätte den schweigsamen Jungen einen Schritt neben allen anderen positioniert – oder um der Familie willen gleich ganz weggelassen. Er war wie ein Fleck im Sonnenlicht, eine dunkle Muschel am weißen Strand, ein schlechtes Omen.

WEITERLESEN?

WINDHERZ ist erhältlich als E-Book und Taschenbuch.





WIND HERZ

LICHTSPLITTER-SAGA 1

Erik Kellen und Mira Valentin

Die Sturmlöwen GbR

Erhältlich als E-Book und Taschenbuch

ISBN: 9783748112167

www.mira-valentin.de

www.erik-kellen.de

Lektorat und Korrektorat: Katharina Areti Dargel

Coverbild: Alexander Kopainski | www.kopainski.com